

# sozialpsychiatrische informationen

Sonderdruck

Themenschwerpunkt: »Der eindimensionale Mensch? – Mitarbeiterperspektiven in modernen Zeiten«

Autorin: Renate Schernus  
Seiten 7–14

## Zur Ökonomisierung des Sozialen Beziehungsgestaltung zwischen Markt und Bürokratie

**Zusammenfassung** Nach Ausführungen zum Verhältnis von Sozial- und Wirtschaftspolitik wird das Soziale als konstitutives Element einer gemeinwohlorientierten Wirtschaftsordnung bestimmt. Vernünftige Ökonomie wird von neoliberaler Ökonomisierung sämtlicher Lebensbereiche unterschieden. Annäherungen an das Wesen Sozialer Arbeit in einem philosophisch-anthropologischen Sinn werden versucht. Insbesondere wird der Frage nachgegangen, wie Qualität in der sozialen Arbeit entsteht. Die Situation von Mitarbeitern, die in der Spannung zwischen kaum mehr zu erfüllenden ethisch fachlichen Normen und der Funktionslogik, wie sie von Strukturen und Vorgaben hergegeben ist, stehen, wird analysiert.

ISSN 0171 - 4538

**Verlag:** Psychiatrie-Verlag GmbH, Thomas-Mann-Str. 49a,  
53111 Bonn, Tel. 0228/725 34 0, Fax 0228/725 34 20  
www.psychiatrie-verlag.de, E-Mail: verlag@psychiatrie.de

**Erscheinungsweise:** Januar, April, Juli, Oktober

**Abonnement:** jährlich 36,- Euro einschl. Porto, Ausland 42,- Euro  
Das Abonnement gilt jeweils für ein Jahr. Es verlängert sich automatisch, wenn es nicht bis zum 30.9. des laufenden Jahres schriftlich gekündigt wird. **Bestellungen nimmt der Verlag entgegen.**

**Redaktionsanschrift:** Frau Gabriele Witte, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie –  
Institutsambulanz, Rohdehof 5,  
30853 Langenhagen, Tel. 0511/73 00 590, Fax 0511/73 00 518  
E-Mail: si@psychiatrie.de

**Redaktion:**

Michael Eink, Hannover  
Hermann Elgeti, Hannover  
Helmut Haselbeck, Bremen  
Gunther Kruse, Langenhagen  
Sibylle Prins, Bielefeld

Renate Schernus, Bielefeld  
Ulla Schmalz, Düsseldorf  
Ralf Seidel, Mönchengladbach  
Peter Weber, Hildesheim  
Dyrk Zedlick, Glauchau



Autorin: Renate Schernus



## Zur Ökonomisierung des Sozialen Beziehungsgestaltung zwischen Markt und Bürokratie<sup>1</sup>

**Zusammenfassung** Nach Ausführungen zum Verhältnis von Sozial- und Wirtschaftspolitik wird das Soziale als konstitutives Element einer gemeinwohlorientierten Wirtschaftsordnung bestimmt. Vernünftige Ökonomie wird von neoliberaler Ökonomisierung sämtlicher Lebensbereiche unterschieden. Annäherungen an das Wesen Sozialer Arbeit in einem philosophisch-anthropologischen Sinn werden versucht. Insbesondere wird der Frage nachgegangen, wie Qualität in der sozialen Arbeit entsteht. Die Situation von Mitarbeitern, die in der Spannung zwischen kaum mehr zu erfüllenden ethisch fachlichen Normen und der Funktionslogik, wie sie von Strukturen und Vorgaben hergegeben ist, stehen, wird analysiert.

### Ein Glas ist heil geblieben

Beobachtung in einem Gasthaus: Der fünfjährige Sohn der Besitzer betätigt sich als Hilfskellner. Er balanciert ein Tablett mit einer Menge leerer Gläser. Das Tablett bekommt Schlagseite, lautes Scherbengeklirre und eine Schrecksekunde Stille. Dann der helle Ruf des Kindes: ein Glas ist heil geblieben. Aufatmen und zustimmendes Lächeln bei den Gästen über diese lebenskluge Sicht der Dinge.

Warum erwähne ich diese kleine Episode? Deshalb, weil ich einige Scherben im sozia-

len Bereich kritisch ins Visier nehmen will, obwohl ich weiß, dass ein Glas – mindestens – heil geblieben ist. Das heißt, ich weiß, dass es, immer noch und immer wieder neu, wunderbares Engagement, kreative Ideen und gute Projekte gibt. Ich werde dennoch einseitig kritisch sein und mehr über die Risse und Scherben in den Gläsern auf dem schwankenden Tableau des Sozialen sagen als über das, was heil ist. Dieses Vorgehen rührt daher, dass für mich Kritik eine Art und Weise ist, die Dinge besser zu verstehen. Vielleicht so, wie ja auch bei *Kant* »Kritik der reinen Vernunft« nicht kritisieren oder gar herumrörgeln heißt, sondern eher: durch-

leuchten, überprüfen, Grenzen bestimmen. Vielleicht wird ab und zu auch eine gewisse Leidenschaft für das, worum es mir geht, eine Ausgewogenheit nach allen Seiten verhindern.<sup>2</sup>

### Das Soziale als konstitutives Element einer gemeinwohlorientierten Wirtschaftsordnung

Zwischen notwendiger und achtbarer Ökonomie und zu kritisierender Ökonomisierung ist sorgfältig zu unterscheiden. Deshalb zunächst ein kurzer Exkurs zur »Ökonomie«:

Der bedeutende, aber heute kaum mehr bekannte Volkswirt *Constantin von Dietze*, der gleichzeitig auch noch Agrarwissenschaftler, Jurist, Volkswirt und Theologe war, folgt einer seit *Aristoteles* bestehenden Tradition, wenn er formuliert: »Wirtschaftspolitik ist nur ein – allerdings höchst wichtiger – Teil der Sozialpolitik.« Er betont, dass Sozialpolitik »sich nicht auf zusammenhanglose Fürsorgemaßnahmen beschränken« darf, sondern die gesamte »Societas festigen und ständig im Einklang mit den Grundsätzen der Gesamtwirtschaftsordnung stehen (muss).« (34)

Von *Dietze* stand den ordoliberalen Ökonomen der Freiburger Schule der 30er-Jahre nahe, die davon ausgingen, dass das Kapital als Mittel und nicht als Zweck an sich anzusehen sei und dass auf eine steuernde Rolle der Politik nicht verzichtet werden könne. Auch wenn die Ordoliberalen von manchen Kritikern als bereits zu marktgläubig angesehen werden, ist m. E. nicht zu verkennen, dass bei ihnen Ökonomie noch als eine ethisch basierte, gesellschaftlich eingeordnete Kraft mit dienender Funktion begriffen wird.

Nach dem 2. Weltkrieg haben sich die Wirtschaftspolitiker in der BRD und anderen europäischen Ländern zwar vielfach auf die sogenannten Väter der sozialen Marktwirtschaft berufen, letztlich aber ihre Ideen, je länger je mehr, als nicht mehr tragfähig angesehen und ihre vorausschauenden Analysen in den Wind geschlagen. Der Übergang von einer Marktwirtschaft in eine Marktgesellschaft (17) nach radikal neoliberaler Rezeptur wurde national und global immer bedenkenloser betrieben. Wo es hinführt, wenn das Gemeinwohl nicht mehr als Ziel des Wirtschaftens angesehen wird, sondern sich quasi als Nebenprodukt aus den egoistischen Interessen der Marktteilnehmer und den Interessen der Finanzwirtschaft ergeben soll, erkennt derzeit wohl sogar der eine oder andere neoliberal Überzeugte. Allerdings – selbst falls es irgendwann gelingen sollte, international einen wirtschaftspolitischen Systemwandel herbeizuführen, werden wir mit den zerstörerischen Folgen bisheriger marktradikaler Rezepte für gesellschaftliche Kulturen und soziale Balance noch lange zu tun haben.

### Ökonomisierung als Folge neoliberaler Ideologie Ökonomisierte Organisationen

Vereinfacht gesagt, beruht die neoliberale Ideologie auf zwei Grundsätzen, einem mehr wirtschaftspolitischen und einem

mehr gesellschaftspolitischen. Der erste lautet »Mehr Markt – weniger Staat«, der zweite »Jeder ist seines Glückes Schmied«. Aus diesen Grundsätzen resultiert das, was wir mit Ökonomisierung bezeichnen.

Auf der Makroebene bedeutet der Begriff einfach die Neuordnung von Organisationen – natürlich auch von sozialen Organisationen – nach Rationalisierungsgesichtspunkten und betriebswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Kalkülen zur Vorteilsbeschaffung im verordneten Wettbewerb. Die dazugehörigen Mechanismen sind: Verschärftes Controlling von In- und Output, Personalkürzungen, Neustrukturierung von Verwaltungs- und Kommunikationsabläufen, Standardisierung und Quantifizierung von Hilfeprozessen, Privatisierung, Outsourcing und anderes mehr. (6)

Zum Verhältnis der Begriffe Ökonomie und Ökonomisierung ist noch Folgendes anzumerken: Alltagssprachlich wird an ein Wort oft die Endung -isierung angehängt, wenn man ausdrücken will, dass sich eine an sich neutrale oder sogar sehr wichtige und gute Angelegenheit in etwas Negatives verwandelt und zwar dadurch, dass ihr Geltungsanspruch unstatthaft überdehnt wird. Das passiert dann, wenn dieser Geltungsanspruch Verhältnisse oder Lebensäußerungen zu dominieren oder zu unterwandern beginnt, die einer anderen Wesensbestimmung zuzurechnen sind, und die eben dadurch ihrem Wesen entfremdet oder sogar zerstört werden. So etwa, wenn wir von Sexualisierung, Infantilisierung, Bürokratisierung, oder von Medizinisierung sprechen. Sex, Kinder, Bürokratie, Medizin und Ökonomie sind ja an sich etwas durchaus Positives.

Eine recht plastische Beschreibung dieser Unterwanderung oder Infiltration fand ich Oktober 2008 in einem Artikel des Journalisten *Harry Nutt* in der Frankfurter Rundschau. Er schreibt: »Es gibt kaum einen Bereich, der heute nicht vom Effizienz- und Optimierungsjargon durchzogen ist. Man dürfte nicht einmal einen städtischen Kindergarten finden, in dem das mit pädagogischen Aufgaben hinreichend belastete Personal nicht zusätzlich mit Fragen des Qualitätsmanagements und anderem Evaluierungslatein traktiert wird. Psychologische Einfühlung und Kreativität sind auch in nichtökonomischen Sphären nachhaltig in betriebswirtschaftliche Kategorien übersetzt worden.« (25) *Harry Nutt* schrieb das übrigens in der Hoffnung, dass man Angesichts der derzeitigen Diskreditierung neoliberaler Voraussetzungen im Wirtschafts-

bereich, solche Effekte in den sozialen und kulturellen Sphären ebenfalls einer kritischen Revision unterziehen müsste.

Leider haben sich selbst die Kirchen und die diakonischen Einrichtungen – jedenfalls in Deutschland – den betriebswirtschaftlich dominierten, quantifizierenden »Qualitäts-offensiven« all zu bereitwillig geöffnet.

So heißt es z. B. in einem 2006 veröffentlichten Impulspapier des Rates der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD): »Der durchschnittliche Gottesdienstbesuch am Sonntag sollte von derzeit vier Prozent auf zehn Prozent aller Kirchenmitglieder gesteigert werden«; es (gilt) »die Taufquote signifikant zu erhöhen«; bei evangelischen Partnern sei »eine Trauquote von 100 Prozent anzustreben«. (28)

Durch die 2008 erschienen Denkschrift der EKD zu unternehmerischen Handeln verschärfte sich zeitweilig der Eindruck einer mit neoliberalen Denkweisen weitgehend kompatiblen Haltung der Evangelischen Kirche, etwa, wenn in der Denkschrift eine direkte gesetzliche Regulierung von Hedgefonds abgelehnt wurde (ebd. Ziff. 81). Gerechterweise muss hier erwähnt werden, dass zwar spät, aber schließlich doch in der zweiten Jahreshälfte 2009 unter dem Titel »Wie ein Riss in einer hohen Mauer« ein Wort des Rates der EKD zur globalen Wirtschafts- und Finanzmarktkrise erschien, in dem die EKD zu einer kritischen Position zurückfindet (EKD-Texte Nr. 100). Dort heißt es z. B.: »Eine freiheitliche Wirtschaftsordnung wird jedoch in ihren Fundamenten beschädigt, wenn der erwirtschaftete Wohlstand nicht zum Motor des sozialen Ausgleichs wird.« (S. 13)

### Soziale Kosten der Ökonomisierung

Damit nähert sich die EKD einer ähnlichen Analyse und Beurteilung an, wie der französische Philosoph *Bourdieu* sie bereits 1996 formulierte. In einem Aufsatz mit dem Titel »Der Mythos ›Globalisierung‹ und der europäische Sozialstaat« fragt er: »Was kann man angesichts dieser Mechanismen tun?« und er antwortet »Zunächst müsste über die inneren Beschränkungen einer ökonomischen Theorie nachgedacht werden, die das in Rechnung zu stellen vergisst, was man soziale Kosten nennt. ... Dabei müssten heute alle kritischen sozialen Kräfte auf einer Gesamtrechnung ökonomischer Entscheidungen bestehen, müssten die Einbeziehung ihrer sozialen

Kosten fordern.« (4) Eine Ökonomie, die das nicht berücksichtigt, ist nach Meinung *Bourdieu* unökonomisch. Wir könnten wohl auch sagen, sie ist vielleicht betriebswirtschaftlich effektiv, aber volkswirtschaftlich blind. *Bourdieu* kritisiert den heute ja auch in die sozialen Felder eingedrungenen Begriff »Effizienz«, als unzulässig verengt. Er werde stillschweigend mit »finanzieller Rentabilität« gleichgesetzt. »Tatsächlich« so fährt *Bourdieu* fort »ist dieser verengten und kurzfristigen Ökonomie eine *Ökonomie des Glücks* entgegenzustellen.« (4) Wir können auch sagen eine gemeinwohlorientierte Ökonomie. Eine solche Ökonomie könnte sich nicht über die auf lange Sicht auflaufenden sozialen Kosten hinwegmogeln, die u. a. sichtbar werden in Entlassungen, Zerstörung von Arbeitsmotivation, Krankheiten, Selbstmorden, politischer Radikalisierung, Alkoholismus, Drogenkonsum, familiärer Gewalt, vererbter Armut und Bildungsferne. Für eine solche Ökonomie wird allerdings nicht der Kapitalismus sorgen, sondern, wie der Philosoph *Habermas* sagt, nur eine Politik, die sich gegenüber der Wirtschaft »auf das Zwangsrecht des demokratischen Gesetzgebers stützt.« (14)

### Ökonomisierte Mentalitäten Sprache und Ideologie

Eine lyrische Zusammenfassung dessen, was wir als Ökonomisierung bezeichnen gibt *Erich Kästner* in einem Vers des Gedichts »Zeitgenossen haufenweise« von 1929. Er lautet:

*In ihren Händen wird aus allem Ware. In ihrer Seele brennt elektrisch Licht. Sie messen auch das Unberechenbare. Was sich nicht zählen lässt, das gibt es nicht!*

In diesem Vers und – wie ich hoffe – auch in dem bisher ausgeführten deutet sich bereits an, dass Ökonomisierung nicht nur Organisationen betrifft, sondern, dass es dabei auch um einen Wettstreit um unser aller Köpfe und Herzen geht. Vielleicht kann man auch sagen: um unsere subjektiven und individuellen Mentalitäten. In diesem Zusammenhang spielt Sprache eine hervorzuhebende Rolle. Es ist von Bedeutung in welcher Sprache menschliche Wirklichkeiten beschrieben werden.

»Ein wesentliches Element der Machtausübung durch Sprache ist die Neubesetzung und Umdeutung von Begriffen.« Im Zuge der Ökonomisierung des Sozialen haben wir es gleichsam mit dem Eindringen einer

ökonomischen ›Neusprache‹ zu tun, die an *Orwell* erinnert. »Sie dient dem gleichen Ziel, das Syme in *Orwells* Roman 1984 der Hauptfigur, Winston Smith, erklärt: ›Siehst du denn nicht, dass die Neusprache kein anderes Ziel hat, als die Reichweite des Gedankens zu verkürzen?‹« (11)

Mithilfe dieser neuen Herrschaftssprache wird uns – vielleicht werden wir in einiger Zeit auch sagen können »wurde uns ...« – die angebliche Alternativlosigkeit des freien Spiels der Marktkräfte und des vagabundierenden Kapitals vermittelt. Eine der wichtigsten, für den sozialen Bereich neu eingeführten, Metaphern in diesem Zusammenhang ist der »Kunde«. So kann Sprache bewirken, dass die begegnenden Phänomene, eben auch die sozialen nur noch in einseitiger Weise erschlossen werden. Jedes Individuum wird zur Ich-AG oder zum Unternehmer seiner selbst. Es soll die Kernkompetenzen Flexibilität, Mobilität, Anpassungsfähigkeit, dynamische Leistungs- und Innovationsbereitschaft aufweisen. (6)

### Eigenverantwortung?

Solchermaßen gedachte Individuen sind auf staatliche Sicherungssysteme und auf Sozialtransfers nicht angewiesen, da sie eigenverantwortlich ihr Leben organisieren und absichern. Wer's noch nicht kann, wird einem pädagogischen Programm unterworfen, etwa mit dem Titel: »Fördern und fördern«.

»Politiker haben (dafür) den Euphemismus der ›stärkeren Eigenverantwortung‹ in Umlauf gebracht. Er wird aber meistens als Lückenbüßer für leere Kassen und Ratlosigkeit verwendet.« So der bekannte Soziologe *Ulrich Beck*. (2)

Bei der Sache mit der Eigenverantwortung vergisst man nur gerne, dass es Voraussetzungen bedarf, um die Verhältnisse so zu gestalten, dass Verantwortung gelernt und übernommen werden kann.

Es ist schon auffällig, dass in der Sozialpolitik der letzten Jahre und in Teilen des gesellschaftlichen Diskurses der Appell an die Verantwortung vornehmlich an diejenigen gerichtet wurde und noch gerichtet wird, denen die Voraussetzungen sie zu erlernen und zu verwirklichen am meisten fehlen, während diejenigen, die buchstäblich im Geld schwimmen, sich einer Übernahme von Verantwortung, die vergleichbar wäre – vergleichbar in dem Sinne jeder nach seinen

Möglichkeiten – entziehen. Erst durch die Finanz- und Wirtschaftskrise ist Verantwortung als Thema auch für diese Ebene gesellschaftlich und politisch thematisiert worden, ob allerdings mit bleibendem Erfolg darf bezweifelt werden.

Natürlich geht es in jeder Form sozialer Arbeit mit – wovon auch immer bedrückten – Menschen stets auch darum verschüttete Zugänge zu eigenen Fähigkeiten wieder frei zu schaufeln und Entscheidungsspielräume sowie die Möglichkeiten zu eigener Verantwortungsübernahme zu entdecken. Das aber funktioniert eben nicht so, wie die derzeitige Sozialpolitik und wohl auch Teile der Medizin- und Sozialwissenschaften sich das vorstellen, durch Appelle, durch lineare Vorgaben zur Zielerreichung, mit Fordern vor dem Fördern und schließlich durch Ausschluss, der dadurch zustande kommt, dass gelingendes Leben einseitig an Leistung und Zahlungsfähigkeit gebunden wird.

### Philosophie der Kompetenz

*Bourdieu*, weist darauf hin, dass zu der neoliberalen Ideologie eine Art neuer Sozialdarwinismus gehört, nachdem es nur »die Besten und Außergewöhnlichsten sind, ... die das Rennen machen.« (4)

Die neoliberale Weltansicht sei durchzogen von einer Philosophie der Kompetenz, die es rechtfertigt, dass es Gewinner gibt, die Arbeit haben und Verlierer, die sie wegen selbst verschuldeter Inkompetenz nicht haben.

Als konkretes Beispiel, wie diese Philosophie der Kompetenz in unseren Köpfen verankert werden sollte, mag hier die 38 Millionen Euro Kampagne »Du bist Deutschland« der »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft« dienen. Schon bei dem Namen dieser Plattform aus Unternehmern und Wirtschaftsverbänden handelt es sich übrigens um den interessengeleiteten Versuch cerebraler Vernebelung. Die Initiative strebt genau das Gegenteil dessen an, was den Vätern der Sozialen Marktwirtschaft vorschwebte.

Bei dieser Kampagne wurde in einer Mischung aus Zeltmissionsjargon und SMS-Sprache, ohne dass Inhalte oder Analysen von Inhalten eine Rolle spielten, versucht, in kurz gehaltenen Parolen, TV-Spots und Interviews, Fortschritts-, Erfolgs- und Durchsetzungsgeschichten in die Köpfe zu pflanzen. Alles klang gesund, stark und ver-

antwortungsfähig. Zum Beispiel: »Dein Wille ist wie Feuer unterm Hintern« oder »Es gibt keine Geschwindigkeitsbegrenzung auf der Deutschlandbahn«. Aus einem TV-Spot: »Bring die beste Leistung, zu der du fähig bist und wenn du damit fertig bist, übertriff dich selbst.« ... »Es ist niemals zu spät, der Erste zu werden.« Das waren nur wenige Beispiele für die zahlreichen Variationen eines einzigen Themas, das schließlich in dem Satz gipfelte: »Ich bin stolz auf das, was wir für Deutschland leisten, aber wir können noch viel mehr.«

Gleichzeitig wird in unserer Gesellschaft eine zugespitzte Debatte darüber geführt, was all jenen Mitgliedern der Gesellschaft, die bei diesen Leistungswettkämpfen nicht mithalten können, als Existenzminimum zustehen soll. Betroffene hören durchaus heraus, was bei alledem unterschwellig mitschwingt. Kontrastreich zu den propagierten athletischen Idealen schreibt zum Beispiel *Gertrud Auf dem Garten*, eine Autorin, die mit psychotischen Episoden zu kämpfen hatte »Es tut weh, wenn Menschen von anderen Menschen taxiert werden, wenn darüber spekuliert wird, ob sie vielleicht mehr kosten als sie ›wert‹ sind.« (1) Eine mir bekannte, immer wieder von Krankheitsepisoden geplagte Frau fragt: »Bin ich 150 Euro Krankengeld am Tag wert? Muss ich deswegen ein schlechtes Gewissen haben?« (31)

Wissenschaftlich hat der Bielefelder Sozialwissenschaftler *Wilhelm Heitmeyer* untersucht »inwieweit wirtschaftliche funktionale Kriterien wie Effizienz, Verwertbarkeit, Funktionalität und Nützlichkeit mittlerweile auf das soziale und zwischenmenschliche Geschehen übertragen werden«. (17) Unter dem Titel »Moralisch abwärts im Aufschwung« veröffentlichte er 2007 folgende Ergebnisse: Über ein Drittel der Deutschen stimmten tendenziell den Aussagen zu, dass die Gesellschaft sich wenig nützliche Menschen (33,3 Prozent) und menschliche Fehler nicht mehr leisten (34,8 Prozent) könne. Und etwa 40 Prozent der Befragten waren der Ansicht, in unserer Gesellschaft würde zu viel Rücksicht auf Versager genommen. Zu viel Nachsicht mit solchen Personen galt 43,9 Prozent als unangebracht, und etwa ein Viertel stimmte der Aussage zu, dass moralisches Verhalten ein Luxus sei, den wir uns nicht mehr leisten könnten (25,8 Prozent). Dabei zeigte sich, dass diese Auffassungen vor allem von Personen vertreten wurden, die den »Dubist-Deutschland-Idealen« sehr verbunden waren, also Menschen mit »ausgeprägter Aufstiegsorientierung«, gleichgültig ob sie

realiter erfolgreich waren oder nicht. Wobei, nach *Heitmeyer*, »mit niedriger Soziallage das Bedürfnis wächst, sich von Personen am untersten Rand der Sozialhierarchie abzugrenzen, indem man diesen eine negativere Arbeitshaltung zuschreibt als sich selbst«. Er schlussfolgert, dass »hinter den angeblich wertfreien Effizienz- und Nutzenkalkülen« ... »Ideologien der Abwertung verborgen sein (können), ohne dass diese thematisiert werden«. (17)

#### Annäherungen jenseits des Ökonomischen

##### Der Sieger als Verlierer

»Moralisch abwärts im Aufschwung« kann es ja angesichts der gegenwärtigen Wirtschaftskrise nicht mehr heißen. Aber ich fürchte, auch umkehren lässt sich dieser Titel nicht ohne Weiteres. Der derzeitige Abschwung garantiert sicher noch nicht einen moralischen Aufschwung.

Da jedoch zurzeit der Irrweg der neoliberalen Ideologie selbst dem letzten Dummkopf nicht verborgen bleiben konnte, haben wir ja vielleicht eine etwas größere Chance, die Konsequenzen dieser Ideologie auch für die Arbeit im Sozial- und Gesundheitswesen offensiver ins Gespräch zu bringen und uns gegen die gesellschaftliche Leitfigur des kompetenten Siegers im allein selig machenden Wettbewerb zur Wehr zu setzen. Immerhin ist es diese Figur, die nicht nur selbst zum Verlierer geworden ist – wenn auch zum Verlierer auf hohem finanziellem Niveau –, sondern die uns alle bis hin zum Ärmsten der Armen gefährdet.

Es ist nicht der fantasievolle Träumer, der Zauderer, der Faule, der Verrückte, der Gebrechliche, der Langsame, der Durchsetzungsschwache, der uns das wirtschaftliche Desaster beschert hat, nein es ist der kompetente Sieger, in den wir uns eigentlich alle verwandeln sollten.

##### Qualitätsbegriff unter industriellem Schatten

Die Suche danach, wie wir mit all diesen Nicht-Siegern in den Feldern des Sozial- und Gesundheitswesens angemessen und hilfreich arbeiten können, leitet zu Fragen jenseits des Ökonomischen. Sie leitet zu der Frage, was wir sinnvoller Weise unter Qualität in den sozialen Arbeitsfeldern zu verste-

hen hätten. Allerdings ist auch dieser Begriff ökonomisiert und unterliegt heillosen Verwirrungen. Ehe wir ihn fachlich nutzen können, müssen wir zunächst einmal zwischen einem ökonomischen und einem philosophisch-anthropologischen Qualitätsbegriff unterscheiden. Auf einer Grundhaltung, die sich aus Letzterem ergibt beruhen – jedenfalls bis vor einigen Jahren – noch die entsprechenden Fachausbildungen.

In der Wirtschaft bedeutet Qualität »die Beschaffenheit einer Ware oder Dienstleistung nach ihren Unterscheidungsmerkmalen gegenüber anderen Waren oder Dienstleistungen, nach ihren Vorzügen oder Mängeln.« (nach *Brockhaus*) Hier gilt: »Für den Markterfolg ist die relative Qualität entscheidend, d. h. die Qualität im Vergleich zu Konkurrenten.« (ebd)

Dieses Qualitätsverständnis, ist weitgehend auf den Sozial- und Gesundheitssektor übertragen worden. In ihm wird das, was messbar und quantifizierbar ist, gleichsam mit Qualität identifiziert. In diesem Verständnis hält man sich nicht lange bei der Frage danach auf, was der Mensch eigentlich ist und wie man ihm hinsichtlich der verschiedenen Dimensionen seines Wesens zu begegnen habe. In diesem Modell ist er selbstverständlich Kunde, bzw. Konsument. Auch der kranke, behinderte oder sonst wie benachteiligte Mensch ist Kunde und Konsument und die Dienstleistung eine einzukaufende Ware.

Logischerweise werden bei diesen Voraussetzungen auch therapeutische Methoden bevorzugt, deren Ergebnisse besser quantifizierbar, dokumentierbar und effizienzbasierter erscheinen (Ralf Seidel). Und es zeigt sich immer mehr, dass sich solche Methoden als wunderbar kompatibel mit ökonomischen Interessen und Rationalisierung von Ressourcen erweisen.

Der Wirtschaftswissenschaftler *Friedhelm Hengsbach* sieht dies kritischer als viele Sozialprofis. Er formuliert: »Die Qualitätsdebatte medizinischer und sozialer Arbeit (steht) immer noch zu sehr im Schatten der Industriearbeit.« (18) Dieser Schatten fällt besonders auf die Schwächsten, Ärmsten, Verrücktesten und Ältesten. Denn einen Wettbewerb um schwer gestörte, chronisch kranke, alte, gar demente Patienten aus den unteren Sozialschichten wird es nicht geben. (7)

## Philosophisch-anthropologische Begründung von Qualität als Basis für Beziehungsgestaltung

In einem philosophisch-anthropologischen Verständnis bedeutet Qualität »das System der Eigenschaften, die ein Ding zu dem machen, was es ist und es von anderen Dingen unterscheiden«. Qualität wäre in diesem Sinne so etwas wie das Wesen, das Eigentliche einer Sache. Diese Qualitätsauffassung leitet zu Fragen wie: was macht den Menschen aus, wie haben wir ihn zu verstehen? Was folgt für unser Handeln aus der Erfassung seiner Eigenheit? Wie werden wir seinem »Eigensinn« gerecht? Wenn wir uns aus der Umklammerung der Ökonomisierung lösen wollen, sollten wir letzteres Qualitätsverständnis sowohl in den entsprechenden Ausbildungen als auch in unserer Arbeit mit Zähnen und Klauen verteidigen und vertiefen.

Die Arbeit wird dadurch nicht weniger anstrengend. Im Gegenteil, sie wird uns immer wieder aufs Neue verunsichern, da wir uns nicht an Standards und einmal vereinbarten Zielen festhalten können. Dafür ist sie aber spannend und es gibt viele Abenteuer und Entdeckungen. Wir können z.B. entdecken, dass Menschen sich nicht beobachten lassen wie Dinge, sondern dass unsere Beobachtung sie verändert. Nach unseren ersten gescheiterten Versuchen, Menschen wieder »hinzukriegen«, werden wir erkennen, dass der Umgang mit Menschen anderen Gesetzen folgt als der mit Sachen, dass wir mit Menschen eher nicht frontal und direkt, sondern eher indirekt, »umspielend« umzugehen haben, »wie das Wort Um-gang bereits ausdrückt«. (8)

### Qualität entsteht in dynamischen Interaktionen

Für die therapeutische und soziale Arbeit sind viele der neuen an Standards und Normen ausgerichteten Instrumente nur sehr bedingt nützlich, da sich die Individualität eines Menschen dem immer wieder entzieht. Im direkten Umgang mit Menschen werden die Grenzen des Planbaren und der festgelegten Ziele sehr bald spürbar. Zum Menschsein gehört nun einmal das Veränderliche, Zufällige, das Allzumenschliche. Wenn wir uns wirklich auf Menschen einlassen, werden wir uns der Erkenntnis nicht entziehen können, dass es nicht nur auf Beschleunigung, Zeitkontrolle und Zeitverdichtung ankommt, sondern, dass wir dem Fantastischen, Irrationalen, Gefühlvollen Zeit für Verzögerungen, Abschweifungen und Umwegen geben müs-

sen. Denn wir Menschen brauchen nicht nur Schnelligkeit, sondern auch Langsamkeit. (12) Wir werden erkennen, dass wir selbst niemals unverändert aus der Begegnung mit einem anderen Menschen hervorgehen können. Je mehr wir uns einlassen, werden wir entdecken, dass unsere Ängste die Wahrnehmung des anderen erheblich verzerren. Wir werden die Chance bekommen, bescheiden und realistisch zu erkennen, dass der Mensch, egal ob gesund oder krank, vom ersten bis zum letzten Tag seines Lebens auf Beziehung, Anerkennung und Schutz angewiesen ist, und dass es mit seiner Autonomie eine gar so große Sache auch wieder nicht ist. Andererseits werden wir uns aber auch der Erkenntnis öffnen, dass der Mensch sich ohne die Freiheit zu höchst persönlichen, ggf. auch riskanten Entscheidungen, nicht weiter entwickeln kann.

Mit alledem ist ein dynamisches Qualitätsverständnis angedeutet, aus dem sich angemessene Zugänge für die Arbeit im Sozial- und Gesundheitswesen entwickeln lassen, ein Qualitätsverständnis, das bereits eine Dialektik von Kritik und Selbstkritik in sich selbst enthält.

### Kommunikative Kompetenz als Basis der sozialen und therapeutischen Arbeit

Der schon zitierte Wirtschaftswissenschaftler *Friedhelm Hengsbach* schlägt vor als Maßstab, an dem sich die Ergebnisse sozialer Arbeit messen lassen sollten, die »Erweiterung der kommunikativen Kompetenz« anzusehen. (18). Für die Aus- und Weiterbildung von Mitarbeitern bedeutet das natürlich, dass auch die Erweiterung der eigenen kommunikativen Kompetenz im Mittelpunkt zu stehen hat.

Die Qualität ergebnisoffener und dynamischer Beziehungsprozesse wird übrigens in hohem Maße auch dadurch gefördert, dass insbesondere Leitungen geschult werden und zwar in Leitungsstilen, die dem Prozesscharakter der Arbeit gerecht werden, Leitungsstile, bei denen Motivation, Integration, Förderung kreativer Fantasie und der Schutz der Mitarbeiter vor einem unfruchtbaren Zeitdruck im Vordergrund stehen.

Vor Kurzem erzählte mir eine Teamleiterin, sie habe ihrem Chef mitgeteilt, dass sie die von höherer Stelle aus mit ökonomischer Begründung angeordneten Streichungen im Personalbereich ihren Mitarbeitern in der vorgesehenen Härte nicht zumuten könne.

Ihr Vorgesetzter habe geantwortet: »Machen Sie es sich doch nicht so schwer, denken Sie sich die Gesichter doch einfach weg.« Das Klima, das durch solche Anweisungen entsteht, lässt sich lebhaft vorstellen.

Nun, wir können nicht allen Leitungen zumuten den Philosophen *Levinas* zu lesen, dessen Begründung jeglicher Ethik gerade auf dem genauen Gegenteil dieser Anweisung an die Mitarbeiterin beruht. Nach *Levinas* ist es das Antlitz des anderen durch dessen Armut, Schutzlosigkeit, Verletzbarkeit und Zerbrechlichkeit ich in die Verantwortung gerufen werde.

Aber vielleicht wäre manchen Leitungen doch immerhin die *Habermassche* Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Handlungstypen nahezubringen. Der Philosoph *Habermas* unterscheidet zwischen dem zweckrationalen, strategischen und instrumentellen Handeln und dem interaktiven, kommunikativen Handeln. Anders als beim instrumentellen Handeln, das sich nach technischen Regeln richtet, die auf empirischem Wissen beruhen, geht es in der sozialen und therapeutischen Arbeit um interaktives, kommunikatives Handeln, und dieses zielt nach der kategorialen Unterscheidung von *Habermas* auf Verständigung. Oder, in Anlehnung an *Katharina Gröning*: »Kommunikatives Handeln wird nach anderen Regeln organisiert: es ist in erster Linie verständigungsorientiert.« (13)

### Widerspenstige Mitarbeiter und blinde Flecken

Mir scheint, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des sozialen und therapeutischen Bereichs in manchen ergebnis- und zielorientierten Instrumenten das Unangemessene des zweckrationalen, strategischen Handlungstyps intuitiv erkennen und sich schwer damit tun, weil es ihre Bemühung um Verständigung stört. Heutzutage wird darin meist nur undiszipliniertes Arbeiten und Rückständigkeit gesehen. Natürlich gibt es Letzteres, aber wir müssen genauer hinschauen, was hinter mancher Widerspenstigkeit steckt. Vielleicht schützen ja die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter damit »intuitiv die Atmosphäre ihres Dialogs mit dem Patienten vor dem Erfolgsdruck, der von einer dokumentierten Planung und Überprüfung einer Therapie ausgehen mag?« (9)

Jedenfalls lässt sich aus der Fähigkeit, den Vorgaben gemäß zu dokumentieren, nicht

auf eine gute Beziehung schließen. Eine Überbetonung der Wichtigkeit von Dokumentation und Datenerhebung führt vom Patienten weg und aus der Beziehung heraus. Unangemessen wäre es m.E. allerdings, im Bereich der Arbeit im Sozial- und Gesundheitswesen prinzipiell nur einen Handlungstypus für zulässig zu erklären. Jeder Mensch hat auch etwas Objektivierbares an sich, das sich erheben lässt, das sich bisweilen auch strategisch instrumentell angehen lässt. Es geht eher darum, dass beide Handlungstypen füreinander offen bleiben müssen, dass wir uns eine Ahnung von den unvermeidlichen blinden Flecken der jeweils gewählten Zugangsweise bewahren. Problematisch finde ich nicht, dass es diese Spannung gibt. Es muss sie geben. Problematisch finde ich, wenn sie nicht mehr thematisiert werden darf.

### Angemessene und unangemessene Kontroll- und Steuerungsverfahren

Bisher ist unter den Bedingungen verknappter Ressourcen in den sozialen Arbeitsfeldern versucht worden mit sozialbürokratischen und sozialtechnischen Vorgaben, Steuerungs- und Planungsverfahren der Lage irgendwie Herr zu werden. Dabei scheint man von dem Grundsatz auszugehen, je weniger Mittel von der Politik zur Verfügung gestellt werden, desto mehr müssen Planziele festgelegt, muss gesteuert und kontrolliert werden.

Ich glaube das nicht. Das Gegenteil scheint mir eher richtig, je weniger Mittel verfügbar sind, desto mehr Gestaltungsspielraum muss für Mitarbeiter und Einrichtungen da sein, um diese Mittel wirklich an die Menschen zu bringen und nicht die – sowieso schon stark reduzierte Mitarbeiterzeit – in komplizierten, aufwendigen Verfahren, Dokumentationen usw. zu verschwenden und damit zu riskieren, dass Fantasie und Kreativität für neue, unkonventionelle Wege eher erstickt wird.

Um Missverständnissen vorzubeugen, ich bin durchaus dafür, dass in der Sozialpolitik gesteuert und gestaltet wird.

Steuernd eingreifen sollte die Politik z.B. in den *Wettbewerb* im Gesundheits- und Sozialwesen. Hier muss im Interesse der Betroffenen reguliert und nicht im Interesse von Billiganbietern dereguliert werden. Die dem Alltagsleben nahen Kommunikationsprozesse in den Diensten und Einrichtungen sollten

jedoch nicht technokratisch übersteuert und kontrolliert werden.

Selbstverständlich sollten wir plausibel belegen, was wir machen, aber die Art, *wie* wir belegen, *wie* wir kontrollieren und *wie* wir dokumentieren, muss zu dem Gegenstand unserer Arbeit passen, sonst werden wir die Chancen, die in ihr liegen, verlieren. Moderne Organisationsberater verkennen oft zweierlei: Sie verkennen erstens, dass der sozialtherapeutischen Arbeit seit Jahrzehnten geeignete fachspezifische Verfahren für Transparenzherstellung, Kontrolle und Verbesserung der Arbeit zur Verfügung stehen: z.B. Fall- und Dienstgespräch mit Ergebnisprotokollen, Balintgruppe, Supervision, Sozialanamnese, Sozialbericht, am besten unter Einbeziehung der Klienten usw. Ferner kennt unsere Arbeit oder sollte kennen: Besuchskommissionen, evaluierende Sozialforschung, regelmäßige Trialog-Gespräche, unabhängige Beschwerdestellen unter Beteiligung von Psychiatrieerfahrenen und Angehörigen, Patientenmitbestimmungsgremien und manches mehr.

Zweitens wird gerne übersehen, dass die Dynamik zwischenmenschlicher Begegnungen und dialogischer Beziehungsprozesse ein prinzipielles Transparenzdefizit aufweist. (*Wilken, Udo* zit. nach 5)

In diesem Zusammenhang sind nochmals die Leitungen, die Vorgesetzten wichtig. Es macht Sinn, wenn sie selbst Präsenz im Arbeitsfeld zeigen. Letzteres ist eine der effektivsten Formen von Kontrolle. Gleichzeitig würden sie so ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter motivieren können. Dies gelingt sehr viel eher durch Vorbild und Vertrauensvorschuss als durch kleinmaschige Kontrollen. Manchmal kommt es mir so vor, als würden wir, die wir in der personennahen Arbeit tätig sind, wie ein soziales Kaninchen auf die Schlange eines industriellen Effizienzbegriffs starren, bei dem es ums Zählen, Wiegen und Messen geht. Wenn wir uns gegen diesen »industriellen Schatten« wehren, geht es nicht um Selbstmystifikation, sondern um die Verteidigung der Grundlagen unserer Arbeit.

### Einige wichtige Rahmenbedingungen

Selbstverständlich müssen wir, um in dem beschriebenen Geist arbeiten zu können, auch wirtschaftliche Aspekte beachten. Ohne ein vernünftiges Management im Sinne von führen, leiten, verwalten, be-

wirtschaften können wir nicht auskommen. Und was die Qualität der Arbeit betrifft, so hat dieses Führen und Leiten darauf zu achten, dass Strukturen vorhanden sind, und ein Klima entsteht, in denen sich Qualität in dem beschriebenen Sinne entfalten kann.

Je mehr allerdings auch im Sozial- und Gesundheitswesen immer größere Verantwortungsbereiche entstehen, u.a. durch Fusionen, desto weniger ist es den Leitungen möglich »reale und formale Verantwortung« (35) zu verknüpfen. Desto eher werden sie gefährdet sein, die angebotenen oder verordneten formalen und messtechnisch auswertbaren Kontrollmöglichkeiten widerstandslos zu ergreifen, einige vielleicht mit, viele ohne einen Sensus für den Problemaspekt dieser Lösung. Der inhaltliche, lebensnahe Bezug zu Patienten, Angehörigen und Mitarbeitern bleibt dabei weitgehend auf der Strecke.

Arbeit mit Menschen braucht »Ermöglichungsräume« (Fabian Kessl) für Begegnung und Teilhabe. Sie braucht Bedingungen, die die persönliche Bereitschaft, sich auf Beziehungen einzulassen nicht behindern, sondern unterstützen und fördern.

Sie braucht sozialpolitisch gewollte institutionelle Absicherung. Ich halte es für eine Fiktion und politisch für gefährlich zu meinen, man könne die Beschneidung solcher Absicherung als Chance fürs Ehrenamt, für die Bürgerarbeit, für Ressourcenorientierung, für Selbstbestimmung und Selbstverantwortung hochjubeln.

Verlässliche Schutz- und Lebensräume für die Betroffenen sind m.E. nicht durch moralische oder kommunitaristisch motivierte Appelle an bürgerliches Engagement dauerhaft zu sichern. Auch wenn – zumindest in Deutschland – die Kritik an verkrusteten Wohlfahrtsstrukturen und deren Eigenerhaltsinteressen notwendig war, scheint es mir in unserer heutigen Situation eher wichtig zu betonen, dass institutionelle Arbeit und außerinstitutionelles Engagement nur dann in fruchtbarer Weise aufeinander bezogen werden können, wenn genügend institutionelle Absicherung vorhanden ist.

Für das Brückenbauen in verschiedene gesellschaftliche Bereiche hinein, für die Unterstützung von und die Zusammenarbeit mit Selbsthilfegruppen, für familien- und netzwerkorientierte Arbeit, für die Einbeziehung von Nachbarn und interessierten Bürgern sollte es institutionell abgesicher-

te Stellen mit Gestaltungsfreiraum geben. Dafür vor allem sollte Fachlichkeit gefördert werden. Das heißt auch, dass die über Fachleistungsstunden geregelte, häufig ausschließlich therapeutisch verstandene Bezugnahme auf jeweils nur eine einzelne Person, wie sie – zumindest in Deutschland – im ambulant betreuten Wohnen vielerorts üblich geworden ist, nicht genügt. Hier wären Ergänzungen in Richtung einer sich sowohl politisch als auch sozialpädagogisch verstehenden sozialräumlich orientierten Arbeit wichtig.

Man könnte eine ganze Menge lassen und dafür anderes tun. Kostenträger wären gut beraten, deutliche Anreize für Projekte in der angedeuteten Richtung zu geben und bestehende Projekte, in denen bereits sinnvolle Verzahnungen von institutioneller und außerinstitutioneller, bürgerschaftlicher Arbeit laufen, auszubauen und nicht durch Schwächung des institutionellen Teils gänzlich kaputtzusparen.

#### **Mitarbeiterbefindlichkeiten in »Kälte erzeugenden Strukturen«**

Unter dem Titel »1001 Geschichten und kein einziges Märchen – Geschichten aus dem Alltag eines kranken Gesundheitswesens« wurden vor einiger Zeit Erfahrungsberichte per Internet gesammelt und Ende 2006 im Mabuse Verlag veröffentlicht.

Ich zitiere aus dem Erfahrungsbericht einer Altenpflegerin: »Mein häufigster Satz während der Arbeit ist: ›Tut mir leid, ich habe jetzt keine Zeit.‹ Was bleibt, sind Menschen, die in ein unmenschliches System gepresst werden. Alte Leute, die still leiden und ›gut versorgt‹ vereinsamen, und Mitarbeiter, die sich ausgebeutet und ausgebrannt fühlen und innerlich schon gekündigt haben. Ich arbeite für eine Zeitarbeitsfirma. Nie ein fester Dienstplan, ständiges Einspringen, dürrtige Bezahlung – alles eine Frage der Gewöhnung. Was mich wirklich fertig macht, ist der ständig steigende Druck in den Pflegeeinrichtungen und auf den Stationen. Immer mehr Pflegebedürftige in immer kürzerer Zeit versorgen, fehlende Einarbeitung, eingesparte Hilfsmittel. ... Ich habe in vielen Einrichtungen arbeiten können, und der Gesamteindruck ist der Gleiche: Das System kollabiert.« (20)

In diesem Bericht wird das Leiden an dem Auseinanderklaffen zwischen dem, was Mitarbeiter/-innen menschlich und fachlich als

angemessen erkennen und dem, was sie in ihrer Arbeit verwirklichen können, deutlich. Der Widerspruch zwischen ethisch fachlichen Normen und der Funktionslogik, wie sie von Strukturen und Vorgaben hergegeben ist, ist vom einzelnen Mitarbeiter kaum mehr auflösbar.

Natürlich ist zu berücksichtigen, dass dieser Widerspruch grundsätzlich besteht und sicher nie ganz zum Verschwinden gebracht werden kann. Unter den Bedingungen der Ökonomisierung ist er jedoch in einer Weise verschärft worden, die den Sinn der Arbeit und das Selbstverständnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in spezifischer Weise gefährdet. Kersting macht in einer Arbeit, die den bezeichnenden Titel trägt: »Zur Macht objektiv Kälte verursachender Strukturen in sozialen Berufen« (19) deutlich, dass diese Situation von Mitarbeitern subjektive Bewältigungsmuster fordert, die die Diskrepanz für sie irgendwie aushaltbar machen. Sind andere Wege versperrt, besteht die Gefahr, dass der Weg distanzierter »Coolness« gewählt wird. Man lässt sich menschliches Leid aus Selbstschutz nicht mehr nahegehen. Der Begriff »atmosphärische Destruktion«<sup>3</sup> scheint hier zu passen. Der Ausweg für die Mitarbeiter besteht dann darin, dass sie versuchen die Diskrepanz im Sinne geforderter (und auch belohnter) Anpassung aufzulösen. Für die Beziehungsgestaltung in den sozialen Arbeitsfeldern wäre es tödlich, wenn nur noch das Erfüllen instrumenteller Vorgaben und das Schreiben schwarzer Zahlen vonseiten eines seinerseits unter Druck stehenden Arbeitgebers zu Anerkennung führen würde, und nicht mehr vorrangig die inhaltliche Arbeit. Hinzu kommt, dass die derzeitige Überbetonung von Selbstbestimmung und Eigenverantwortung emotional distanzierende Beziehungsmuster scheinbar auch moralisch absichert.

#### **Schlusswort mit einer Prise skeptischer Hoffnung**

So viel zu den Sprüngen und Rissen, die ich in den empfindlichen Gläsern des Sozialen zu erkennen meine. Allerdings: Eine möglicherweise zutreffende Analyse befreit nicht davon, im Alltag weiterhin in den politisch gesetzten Grenzen handeln zu müssen. Und deshalb sind selbstverständlich auch diejenigen zu den »heilen Gläsern« zu rechnen, die in den Einrichtungen des Sozial- und Gesundheitswesens pragmatisch auf die realen Rahmenbedingungen reagieren und dem System so viele soziale Fortschritte

oder zumindest Erleichterungen abzurufen versuchen, wie es die derzeitigen politischen Möglichkeiten zulassen. (19 a) Sie verdienen dann vollen Respekt, wenn sie dies aus dem Bewusstsein heraus tun, dass sich ein humanes Verständnis von Beziehungsgestaltung nicht mit einem Geist verträgt, der alle menschlichen Beziehungen der Vermarktlichung unterwirft und sie in warenförmige Austauschverhältnisse verwandelt. Im Augenblick kann sich eigentlich keiner mehr der Erkenntnis verschließen, dass mehr Markt in die Krise geführt hat. Vielleicht ist es in dieser Situation nicht mehr utopisch, zu hoffen und sich politisch dafür zu engagieren, dass Bereiche, in denen öffentliche und soziale Dienste stattfinden, der nackten Konkurrenz des Marktes wieder entzogen werden.

Wer weiß, vielleicht gelingt es ja der internationalen Politik, aus der Finanzkrise auch die Lehre zu ziehen, dass es besser ist, überschüssige Gelder in reale Verbesserungen für möglichst viele Menschen zu investieren, bevor sie wieder auf den Finanzmärkten von wenigen verzockt werden. (19 a) Allerdings schnell wird sich wohl eher wenig zum Positiven ändern lassen, denn diese Krise macht Staaten und Menschen vor allem ärmer und das ist – auch historisch gesehen – nicht gerade eine günstige Voraussetzung für die sozialen Bereiche. Da ich nun gerne positiv und ermutigend enden möchte, schließe ich mit meinem Lieblingsaphoristiker, dem Polen Jerzy Lec: »Ich bin Optimist. Ich glaube an den erlösenden Einfluss des Pessimismus.«

#### **Anmerkungen**

1 Leicht veränderte Fassung eines Vortrags vor dem Österreichischen Arbeitskreis für Gruppentherapie und Gruppendynamik (Arbeitskreis für Gesellschaftspolitik und soziale Entwicklung) am 23.4.09 in Wien

2 Diesbezüglich fühle ich mich von *Peter Sloterdijk* ermutigt. In der Einleitung des Buches »Kritik der zynischen Vernunft« schreibt er: »Wenn die Dinge uns brennend auf den Leib rücken, muss eine Kritik entstehen, die das Brennen zum Ausdruck bringt. Sie ist keine Sache richtiger Distanz, sondern richtiger Nähe.« (33)

3 Dieser Ausdruck wurde von dem Psychiater Michael Huppertz im Zusammenhang mit dem Beginn schizophrener Psychosen geprägt. (9 a)

## Literatur

- 1 AUF DEM GARTEN G (1997) Wie viel »wert« ist ein Mensch? In: BLUME J, BREMER F, MEIER J (Hg.): Ökonomie ohne Menschen – Zur Verteidigung der Kultur des Sozialen, Neumünster, S. 117
- 2 BECK U (2005) Was zur Wahl steht, Frankfurt/Main
- 3 BRÜSSELER KREIS: Mission-Statement (Europa Fassung) – Wir verlangen weniger, damit wir mehr erreichen, 21.7.2005, [www.bruesseler-kreis.de](http://www.bruesseler-kreis.de)
- 4 BOURDIEU P (1996) Der Mythos »Globalisierung« und der europäische Sozialstaat (1996), in: Der Tote packt den Lebenden – Schriften zu Politik und Kultur, Hamburg, VSA, S. 39f.
- 5 DEDERICH M (2005) Zur Ökonomisierung sozialer Qualität. In: Sozialpsychiatrische Informationen, Heft 4
- 6 DEDERICH M (2008) Die Universalisierung der Ökonomie – Ursachen, Hintergründe und Folgen, Vierteljahrszeitschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, Heft 4
- 7 DEPPE H-U (1996) Die Kostenexplosion im Gesundheitswesen ist eine Erfindung der Politik, in: FR vom 18.06.1996
- 8 DÖRNER K (2000) Der gute Arzt – Lehrbuch der ärztlichen Grundhaltung, Stuttgart, 114
- 9 ELGETI H (2005) Im Schatten unserer Pläne geht auch mal ein Traum in Erfüllung. Sozialpsychiatrische Informationen 2/2005
- 9A ELGETI H, SCHARFETER G (2009) Persönliche Abschweifungen erlaubt? – Briefwechsel über einige Grenzen der Organisationsentwicklung in der Psychiatrie, Sozialpsychiatrische Informationen 1/2009
- 10 GEBHARDT K (2004) Das Gesundheitswesen in der Kostenfalle, Zusammenfassung des Forums zur Gesundheitspolitik vom 27.3.2004 in Bad Laasphe, in: Akzente, Iserlohn, S. 63
- 11 GEISLER LS (1998) Schamlose Schöpfer, Genmanipulation oder: die Endlosspirale zum Metamenschen, FR 2.1.1998
- 12 GEIßLER K (1997) Aus: Eigenzeiten, zit. nach: Lass Dir Zeit, Hg. WALTER R, Freiburg
- 13 GRÖNING K (1997) Pflege in Zeiten der Fortschritts- und Konsumphilosophie – Qualitätssicherung in der stationären Altenpflege. In: Mabase 108, Juli/August, 29ff.
- 14 HABERMAS J (2008) Nach dem Bankrott – ein Gespräch mit dem Philosophen Habermas, DIE ZEIT, 6.11.2008, Nr. 46
- 15 HEIDBRINK L (2005) Paradoxien der Verantwortung, FR 19.2.05
- 16 HEITMEYER W (2003) Feindselige Normalität, DIE ZEIT 11.12.03, Nr. 51
- 17 HEITMEYER W (2007) Moralisch abwärts im Aufschwung, DIE ZEIT 13.12.07, Nr. 51
- 18 HENGSBACH F (2004) Wertschöpfung sozialer Arbeit ohne den Schatten einer Industriepräferenz, in: HANESCH W et al.: Öffentliche Armut im Wohlstand – soziale Dienste unter Sparzwang, VSA Verlag Hamburg
- 19 KERSTING K (2007) Zur Macht objektiv Kälte verursachender Strukturen in sozialen Berufen« in: KRAUS B, KRIEGER W (Hg) Macht in der sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung, Lage
- 19A KESSLER W (2009) Markt, Marx und die Krise, Publik-Forum 6/2009
- 20 KOLB ST, WOLF C (Hg.) (2006) Kein einziges Märchen – Leidfaden des Gesundheitswesens, Frankfurt, S. 73
- 21 KURZ HD (1993) Eigenliebe tut gut, in: ZEIT Punkte Nr. 3 Zeit der Ökonomen – Eine kritische Bilanz volkswirtschaftlichen Denkens, S. 11f.
- 22 LEFERINK K (1998) Eigene Sprache – Fremde Sprache, Brückenschlag 14, Neumünster, S. 130
- 23 LEVINAS E (1992) Ethik und Unendliches, Wien, S. 64
- 24 MARQUARD O (1986) Zur Diätetik der Sinnerwartung, in: Apologie des Zufälligen, Stuttgart
- 25 NUTT H (2008) Von Verlierern lernen, FR 28.10.08, Nr. 252
- 26 OSWALT W (1993) Die Ordnung der Freiheit, in: ZEIT Punkte Nr. 3 Zeit der Ökonomen – Eine kritische Bilanz volkswirtschaftlichen Denkens, S. 74f.
- 27 OSWALT W (1993) Masseneigentum und Freiheit, in: ZEIT Punkte Nr. 3 Zeit der Ökonomen – Eine kritische Bilanz volkswirtschaftlichen Denkens, S. 77f.
- 28 PERELS J (2006) »Das Evangelium wird zur Ware, FR 7.11.06
- 29 REUMSCHÜSSEL-WIENERT C (2005) Eine Chance vertan? Kritik der Soltauer Impulse – eine Polemik, in: Soziale Psychiatrie, Heft 1
- 30 REUTER N (2001) Aufbruch in die Vergangenheit, [www.zeit.de/42/200142\\_forum.nsm.xml](http://www.zeit.de/42/200142_forum.nsm.xml)
- 31 ROTTMANN M Das schlechte Gewissen krank zu sein im Zuge der Gesundheitsreform oder: Bin ich 150 Euro Krankengeld am Tag wert? – unveröffentlichtes Manuskript
- 32 SCHERNUS R (2007) Tyrannei des Gelingens – Plädoyer gegen marktkonformes Einheitsdenken in sozialen Arbeitsfeldern, Neumünster, S. 167/168
- 33 SLOTERDIJK P (1983) Kritik der zynischen Vernunft, Bd. 1, Frankfurt, S. 19
- 34 VON DIETZE C (1947) Nationalökonomie und Theologie. Mit Anhang: Grundsätze einer Wirtschafts- und Sozialordnung in evangelischer Sicht. Reihe: Das christliche Deutschland von 1933–1945, herausgegeben von einer Arbeitsgemeinschaft katholischer und evangelischer Christen. Evangelische Reihe Heft 2 (Umschlag: Heft 8), Furche Verlag, Tübingen-Stuttgart
- 35 WULFF E (2009) »Alte Texte – neu gelesen«, Das moderne Nervenkrankenhaus in der gesellschaftlichen Diskussion (1986), Sozialpsychiatrische Informationen 1/2009

## Die Autorin

**Dipl. Psych. Renate Schernus**

Bohnenbachweg 15, 33617 Bielefeld

<http://renate-schernus.kulturserver-nrw.de/renate.schernus@t-online.de>